



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 301.

Montag, 24. Dezember.

1928.

(14. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Herbert lachte. „Poesie und Prosa; Künstlerlorbeer und Bratensauce.“ Er nahm Platz und entfaltete eine der Zeitungen.

„Selbst ich kann Papa keine Sauce zu Gefallen machen, geschweige denn unser Mädchen“, bemerkte Ruth. „Du entschuldigst mich wohl, Herbert.“ Sie nickte ihm freundlich zu und ging.

Auch Herbert las die Vobehnmien, die seinem Freunde galten, mit Interesse. Jedesmal wenn er zu einer neuen Zeitung griff, warf Direktor Bindewald eine Bemerkung hin: „Was sagen Sie dazu, Godebrecht? ...“ Oder: „Ist das nicht glänzend? ...“ Oder: „Von wem hat Walter das bloß? ...“ Von mir? ... Liebe Zeit, auf dem Gebiet der Operette bin ich eine Koryphäe; Strauß und Millöcker und Lehár, die kenne ich auswendig, die sitzen, sage ich Ihnen; aber Opern, und gar Wagnerische — nein ...“

Frau Bindewald, sonn- und festtäglich gekleidet, aber von einem leisen, pikanten Bratenduft umgeben, erschien; Herbert stand auf und ging ihr rasch entgegen.

„Meinen herzlichsten Glückwunsch Frau Bindewald!“

„Danke, lieber Herbert.“ Sie zerdrückte eine Träne, der Gatte schielte über seinen Aneiser hinweg zu ihr hin; dann nahm sie Platz und begann ein Gespräch mit dem Gast.

Die Verbindungstür wurde geöffnet. „Wenn ich bitten dürfte?“ sagte Ruth.

„An die Gewehre!“ rief der Hausherr, indem er die Zeitungen hinwarf, „Donnerwetter, diese geistige Kost macht hungrig! ... Reich’ mir die Hand, mein Leben! ... Auch aus einer Oper, glaub’ ich, ich hab’ bloß vergessen, aus welcher.“

Aber Frau Bindewald hatte ihren Arm schon in den des Gastes geschoben. Lachend gingen alle drei ins Esszimmer, an Ruth vorbei, die hinter dem Vater geräuschlos die Tür zuschob.

Man hatte trotz der frühen Stunde die Vorhänge zugezogen und das elektrische Licht eingeschaltet; „um die Stimmung zu erhöhen“, wie Bindewald bemerkte. Die Rosen, die Herbert mitgebracht hatte, standen in einer grünen Majolikavase in der Mitte des Tisches, zwei sehr flache Schalen bargen Maiglöckchen und Veilchen, jede Überladung der Tafel war streng vermieden; Herbert, der seine täglichen Mahlzeiten immer allein einnahm, verspürte ein grenzenloses Behagen angesichts dieser gutbürgerlichen, aber von diskretem Geschmack und künstlerischem Sinn zeugenden Familientafel; ein herzlicher, dankbarer Blick streifte Ruth, die ihn empfing und dann leise lächelnd auf ihren Teller sah.

Suppe, Fleisch, und dann ein Rehbraten mit der berühmten, von der Hausfrau selbst bereiteten Sauce; der beleibte Hausherr bewies, daß die Zeitungskritiken seinen Appetit gesteigert hatten.

„Stoßen wir an“, sagte er einmal. „Aber auf wessen Wohl?“

„Welche Frage, Herr Bindewald!“ lächelte Herbert. „Also dann: Walter lebe, Mühe und gebeißel! ... Prost, Muttern.“

Unter heiterem Gepolter verließ das Mahl.

„So, und was befehlen Sie nun, Herr Godebrecht?“ sagte Bindewald, als sie von Tisch aufstanden. „Wollen Sie gleich Kaffee trinken oder nachher? ... Soll Ruth Ihnen etwas vormustizieren? ... Und soll ich mit zuhören, oder darf ich mich einem wohlverdienten Schläfchen überlassen?“

„Schlaf du nur“, nahm Frau Bindewald Herbert die Antwort vorweg, „weiter wolltest du ja auch nichts hören.“ Nein, ich mache euch einen Vorschlag“, wandte sie sich an die jungen Leute; „geht doch bis zum Kaffeetrinken spazieren, es ist so schön draußen.“

Bald darauf verließen Ruth und Herbert zusammen das Haus. Es herrschte in der Tat prachtvolles Winterwetter, eine Unmenge Menschen erging sich im Freien. „Ich glaube, wir sondern uns ein wenig ab; meinst du nicht auch, Ruth?“

„Gewiß.“

Er musterte dann und wann mit einem raschen Seitenblick ihr Gesicht mit der frischen Röte, ihre biegsame Gestalt, ja sogar ihre Garderobe, und er machte die Wahrnehmung, daß nicht wenige Passanten, die ihnen begegneten, das gleiche Interesse für die reizende Mädchenerscheinung zeigten. Er mußte an den Spaziergang denken, den er unlängst mit Thea gemacht hatte; zu seiner Genugtuung stellte er fest, daß der heutige ihn leichter, freier, glücklicher machte, daß Sorgen und Befürchtungen sich nicht an ihn heranwagten. „Herrlich, so sorglos dahinzuschlendern, nicht wahr, Ruth?“

Zwei Augen wandten sich ihm zu, freundlich und doch nicht ohne Ernst. „Sehr hübsch“, erwiderte sie. „Gehst du tagsüber viel spazieren?“

„Vormittags eine Stunde; Mama schickt mich dann auf die Straße, als wäre ich noch ein kleines Mädchen.“

„Von selbst würdest du nicht gehen?“

„Jedenfalls nicht regelmäßig.“

„Eigentlich hast du ganz prächtige Eltern.“

„Eigentlich ja.“ Sie lächelte ihn freundlich an.

„Ich wünsche mir keine besseren.“

Er nickte. Er dachte mit einem Male an seine eigene Jugend, die genau gesehen recht freudlos gewesen war: seine Mutter, die nach langem Siedtum still dahingewekelt war, hatte er mit dreizehn Jahren verloren, seinen Vater, diesen grüblerischen, immer nur auf die Zukunft des Sohnes bedachten Mann, fünf Jahre später. Als er nach bestandnem Abiturientenexamen freudig nach Hause geeilt war, hatte er den kranken Vater nicht mehr lebend angetroffen.

Er mußte aber auch gleichzeitig an Thea denken. Wie eine Schicksalsgenossin kam sie ihm vor, nun er wußte — oder felsenfest glaubte —, daß ihr durch irgend welche Vorgänge glückliche Jugendjahre vorenthalten worden waren.

„Ich habe einen kleinen Roman erlebt“, sagte er nach einer Weile. Ruth sah ihn fragend an, da erzählte er von seiner Begegnung mit Frau Scheel-Brandow und was er sich hinterher zurechtgelegt hatte; unbefangen hörte sie zu. Aber sie empfand neben

böhrendes, stehendes Gefühl in der Brust, obwohl sie es mit aller Kraft zu unterdrücken bemüht war. Denn was ging es sie an, daß Herbert sich für die Unbekannte interessierte! Mochte er doch! Er war durch nichts an sie, Ruth, gebunden als durch eine herkömmliche Freundschaft.

„Sie ist zu bedauern“, das war das einzige, was sie schließlich äußerte.

Es kam Herbert nicht in den Sinn, daß hier Eifersucht im Spiele sein könnte, er war deshalb verletzt und enttäuscht über die Gleichgültigkeit, die ihm aus Ruths wenigen Worten entgegenstrug. Mit einigem Nachdruck entgegnete er:

„Und weil sie zu bedauern ist und keinen Menschen hat, der sich ihrer annimmt, fühle ich mich doppelt verpflichtet, für sie einzutreten.“

„Eine anerkennenswerte Ritterlichkeit, Herbert; hoffentlich wird sie dir danken.“

„Auf Dank rechne ich nicht, Ruth.“

„Umso besser.“

Er prüfte erstaunt das Gesicht an seiner Seite. Aller Liebreiz war daraus verschwunden, ein fremder, fast harter Zug lagerte sich zu beiden Seiten des Mundes. Herbert hatte Ruth höher eingeschätzt, hatte es auch dürfen, weil das Bindewaldsche Haus — vor allen im Vater und Sohn — von humanem Geist erfüllt war. Ein bitteres Empfinden beschlich den jungen Mann.

„Wollen wir umkehren?“ fragte Ruth nach einer Pause mit leiser Stimme.

„Wenn du es wünschst.“

Sie gingen stumm den Weg zurück. Rechts in der Ferne zuckten die ersten Straßenlaternen auf, wie ein Kranz umsäumten sie das weite Gewässer, auf dessen Eisdecke sich waghalsig die Jugend tummelte. Die Sonne, die bis jetzt geschiene hatte, wurde von bleigrauen Wolken bedeckt, eine fahle Blässe zeichnete sich auf den Gesichtern der Passanten.

Plötzlich fuhr Herbert, der seine Augen achtlos hatte umherschweifen lassen, erschrocken zusammen; denn in geringer Entfernung gewahrte er Thea, die ein Kind, das mit einem Hündchen spielte, betrachtete. Sie hatte ihn und Ruth sicher noch nicht bemerkt, das bewies der versunkene, kindliche Ausdruck ihres Gesichts, ihr schwaches Lächeln. Herbert überlegte, ob er mit Ruth stillschweigend vorbeigehen sollte. Aber da gewann eine Art Trotz in ihm die Oberhand. Und wäre es nicht auch feige? . . . Seinen Hut ziehend, sagte er, dicht neben Thea stehendbleibend: „Guten Tag, Fräulein Roberts.“

Sie sank vor Überraschung beinahe in sich zusammen. Aber dann glitt ein so freudiges Lächeln über ihr Gesicht, daß Ruth, die mit brennender Spannung die „Unbekannte“ musterte, sich abwenden mußte.

„Gestattest du, Ruth? . . . Fräulein Roberts — Fräulein Bindewald . . .! Nun, genießen Sie auch den schönen Tag?“ Thea nickte. Nach Evansmanier hatte sie gleichfalls die fremde junge Dame rasch ins Auge gefaßt; als sie einer fast feindseligen Kälte begegnete, stand sie in der Folge nur in einseitigen Wendungen Rede und Antwort.

Herberts Lage wurde ungemütlich. Thea aufzufordern, sich ihm und Ruth anzuschließen, wagte er angesichts der Haltung, die Ruth einnahm, doch nicht; andererseits mochte er Thea, die so mutterseelenallein und planlos umherirrte, nicht so flüchtig abweisen.

„Du hast dem Fräulein wohl noch etwas mitzuteilen, Herbert“, unterbrach da sein Zaudern die gereizt klingende Stimme Ruths; „ich gehe schon voraus.“ Und ehe Herbert eine Antwort geben konnte, war jene mit einem flüchtigen Nicken gegen Thea rasch davongegangen; mit rotem Kopf sah Herbert ihr nach, ebenso verblüfft wie beleidigt.

„Ich werde Sie ein Stündchen begleiten, Thea“, sagte er freundlich.

Herbert erfuhr auf Befragen nach Theas Erlebnissen, daß ihr Vater sie gestern in der Pension aufgesucht und gefragt hatte, ob sie gleich nach der Gerichtsverhandlung gegen Droege zu ihm zurückkehren würde; sie hatte diese Frage bejaht. Sie mußte sich weiter zu

gehen sie ausgestoßen hatte. Nur ihm hatte sie zu gehorchen, keinem andern. Herbert verspürte den heftigen Drang, dem jungen Mädchen, in deren Augen die Tränen wie Taupropfen hingen, Aufschlüsse zu geben; aber wozu? . . . Dazu war es noch Zeit; im Augenblick konnte er ihr nichts Besseres für das Genommene bieten; die Erwägung, wie sie das Unvermeidliche überhaupt aufnehmen würde, beunruhigte ihn nicht zum ersten Male.

Er verabschiedete sich herzlich von Thea mit dem Versprechen, sie in den nächsten Tagen in der Pension aufzusuchen, und kehrte dann in die Bindewaldsche Wohnung zurück.

„Komm, lieber Herbert“, forderte ihn die Hausfrau auf, indem sie das Wohnzimmer betrat. „Was habt ihr miteinander gehabt, du und Ruth?“ fragte sie hastig.

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Bindewald.“

„Ach, mein Mann und ich sind ganz unglücklich. Ruth hat sich in ihrem Zimmer eingeschlossen.“

„Ruth hat sich, wenn ich mir die Äußerung gestatten darf, von der empfindlichen Seite gezeigt, Frau Bindewald.“

„Und weiter ist es nichts?“ Klang es erleichtert zurück.

„Nein, was soll es denn weiter sein? . . .“

Bindewald erschien in der Tür. „Versetzt“, sagte er, mit seinem Klemmer spielend. Als Herbert nicht antwortete, fuhr jener fort: „Na, denn müssen wir wohl ohne Ruth Kasse trinken . . .! Ja ja, das sind so Sachen . . .“ bei den Frauensleuten kennt man sich nicht aus.“

Ruth ließ sich durch ihre Mutter mit heftigen Kopfschmerzen entschuldigen. Als Herbert gegen sieben Uhr die lebenswürdigen Gastgeber verließ, behauptete sich ein Groll gegen Ruth. Der Tag, der so vielversprechend begonnen hatte, war durch einen Mißklang getrübt worden; Herbert ahnte nicht, daß er einem ungleich verhängnisvolleren entgegenging.

10.

In der Abteilung für Devisen, der Herbert seit einigen Wochen vorstand, waren außer ihm noch zwei Herren beschäftigt, der eine, ein Herr Ludewig, seit mehreren Jahren, der andere, ein junger, etwas verlegt aussehender junger Mann namens Brütt, erst seit einigen Monaten. Brütt hatte eigentlich nur Interesse für seine Sportzeitungen. In jeder freien Minute entfaltete er ein Blatt, überflog die Kennberichte aus allen Ländern, machte sich Notizen und ging zerstreut wieder an seine Arbeit. Da er nicht untüchtig war, gab er Herbert keine Veranlassung, sich über ihn zu beklagen, doch war es des jungen Abteilungsvorstehers fester Entschluß, sich dieses Mitarbeiters bei passender Gelegenheit auf anständige Weise zu entledigen: sein solider Sinn stieß sich an der übertriebenen Eleganz des jungen Mannes, der doch nur ein mäßiges Einkommen hatte.

(Fortf. folgt.)

Nächtliche Fahrt.

Der Zug fuhr ratternd durch die Nacht,
Der Mond rund unter Sternen stand,
Und dick verschneit war rings das Land.

Die Kälte kam auf Flügeln her,
Die Ferne tänzelte im Schritt,
Von Dörfern sprangen Lichter mit.

Die Schienen schrien auf vor Frost,
Der Wagen rasselte im Takt,
Die Schläfer nicken wohlverpakt.

Nur eine junge Mutter war
Noch wach und herzte leis ihr Kind
Und koste seine Sändchen lind
Und sprach zu ihm. Der Zwitscherton
Lief lieblich hin wie Geigenklang,
Wie einer Weise süßer Sang.

Von Küssen eine Verlebensnur
Wandte sie in seiner Härden Flaum . . .
Und alle lächelten im Traum . . .

Lucie Rohmer-Heiliger.

Von Karl Ferdinand Rudolph.

In dichten schweren Floden fällt der Schnee. Frau Solle beeilt sich, auch die Großstadt in das schönste Weihnachtskleid zu hüllen. Die Büsche und die Bäume in Kommerzienrat Friesens Garten beugen sich unter der weißen Last. — Peterchen und Lieschen schippen trotzdem unentwegt weiter. Das ist für sie keine Arbeit, es ist ein Vergnügen. — Außerdem will es die Mutter, die heute die Treppe scheuert. — Zum Fest muß alles blühblum sein. — Um aber aus der einzigen Stube, die Müllers in der braunen Poree mit den blanken Knöpfen nimmt fünf große Pakete aus dem Auto. — „Platz — Platz Ihr da!“ laßt schnippisch das Dienstmädchen, das aus der Herrschaftswohnung kommt, um tragen zu helfen.

Die Kinder ziehen ihre Schippen zur Seite, und verassen dabei, den Schnee wegzufegen. So müssen der Mann und das Mädchen mit den vielen Paketen über den Berg steigen. „Ungeachtete Liesel!“ schilt das Dienstmädchen. „Schnell, schnell Bernhard.“ Margarethe Friesen kommt mit ihrem Kodelschlitten zur Gartentür herein. Ihr Bruder stolpert über den seinen, und kommt erst an, als das große Auto schon wieder abfährt. „Töff — töff — töff —“ schallt es durch die stille Straße, als es um die nächste Ecke biegt. — „Hat der den neuen Zeppelin gebracht, den ich mir zu Weihnachten wünsche?“ fragt Bernhard.

„Lieschen, war bei den Paketen auch ein Puppenautomobil?“ fällt ihm seine Schwester ins Wort. „Ein Puppenau — to — mo — bil?“ Lieschen steht sprachlos. „Welcher Mann soll denn das gebracht haben?“ „Na, der Chauffeur von dem großen Automobil, das soeben hier war.“ Peterchen findet keine Antwort, denn der Mann mit den blanken Knöpfen ist ihm als etwas ganz anderes erschienen. Lieschen hat die Sprache wieder gefunden: „Also ein Automobil wünschst Du Dir?“

„Natürlich, und eine Küche und einen Puppenwagen, eine Puppe und Puppenstube, und den Samtmantel, den Papa mir schon lange versprochen, und das Kodelkostüm, und —“

„Sopiel!“ will Lieschen sagen, aber das Erstaunen verschlägt ihr wieder die Stimme.

„Und was wünschst Du Dir denn zu Weihnachten?“ fragte Margarethe.

„Eine Puppe.“

„Hat denn Eure Mutter schon die Weihnachtseinkäufe besorgt?“

„Mutter scheuert die Treppe, — und — der — Weihnachtsmann —“

„Du Dummer, Du glaubst noch an den Weihnachtsmann?“ Bernhard lacht und schüttelt vom nächsten Busch Peterchen Schnee ins Gesicht. „Warte Du nur auf Deinen Weihnachtsmann!“

„Und die dumme Liese wünscht sich nur eine Puppe?“ sagt Margarethe, und steigt mit dem Bruder die Marmortreppe hinauf.

„Müllers sind eben arm. Ob die überhaupt Weihnachten feiern?“ antwortet nachdenklich Bernhard, und nimmt immer zwei Stufen auf einmal.

Peterchen steht vor seinem Schneeberg. „Du, Lieschen, ob der Mann mit den vielen Paketen nicht doch der Weihnachtsmann war?“

„Wo hatte er denn den langen Bart und den Sack mit Äpfeln und Nüssen und die Rute für die unartigen Kinder?“

„Ob — das — nicht — doch — der Weihnachtsmann war?“ grübelt Peterchen weiter, „und — ob — der wohl — auch — zu — uns kommt?“

„Dummer Peter!“ laßt Lieschen, und schiebt allein mit ihrer Schippe den Schnee weg. Aber nachdenklich ist sie doch. Ob er auch zu ihnen kommt, der Weihnachtsmann? zu ihnen ins kleine enge Stübchen? — — —

Heiliger Abend. — Bernhard und Margarethe laufen der Großmutter der Großmutter. — Ihre Wangen glühen. —

Das glühende Gesicht der Großmutter leuchtet durch die Vorhänge der Eltern hinter der Tür zum großen Salon. — Einmal nur einen Blick durch das Schlüsseloch wagen! — Aber die Großmutter ist da, — und sie erzählt vom Christkindlein, das in die Welt gekommen, die Menschen zu erlösen. —

Peterchen und Lieschen sind noch einmal in den Garten geschickt worden. — Und während sie auf die stille Straße hinausschauen, denken beide traurig darüber nach, daß sie doch in den letzten Tagen immer artig gewesen sind. — Ob der Weihnachtsmann wohl auch zu ihnen kommt? — Noch immer ist es dunkel in Mutters Wohnung. Noch immer sind keine Pakete bei ihnen abgegeben worden, und — noch immer kein Christbaum. — Die Mutter ist nicht einmal heute zu Hause. Ob sie wohl oben bei Friesens helfen muß? —

„Peterchen und Lieschen!“

Das war doch die Stimme der Mutter? — Klopfenden Herzens folgen sie dem Ruf. — Sie schütteln den Schnee von ihren Kleidern, reinigen die Füßchen — und stehen vor der Tür, die ins Zimmer führt — und — wagen nicht einzutreten. — Es ist so geheimnisvoll. — Da hören sie der Mutter Schritte sich der Tür nähern. — Sie öffnet — und — gebannt stehen Peterchen und Lieschen. — Und wagen kaum zu atmen. — Da steht ein Christbäumchen. — Nur wenige Kerzen leuchten an ihm — und doch — ein Funkeln — ein Raunen — ein Zauber — Weihnachtsmärchen. — Und unter dem Christbaum? — Ist das nicht die Puppe, die sich Lieschen so sehr gewünscht? — Und Peterchens Augen weiten sich beim Anblick des Pferdchens. — Die Mutter nimmt sie bei der Hand, und führt sie vor das Christbäumchen — und sie schauen — und schauen — und können sich nicht satt sehen. — Und nehmen mit den Glanz des Weihnachtsbäumchens in ihr weiteres Leben — in ihr Leben voll Arbeit — und Sorge — und Lasten. — Nehmen mit in ihr Leben die Erinnerung an Weihnachten — das Fest der Freude — — —

Und die Holzwuppe und das Pappierdchen erscheinen ihnen ebenso schön, wie den Kommerzienratkindern die reichen Gaben. —

Was Elternliebe beschenken kann, finden Margarethe und Bernhard auf ihren Tischen. So viel, daß des Jubels und Staunens kein Ende. Ihre Wangen glühen, ihre Herzen zittern vor Freude. — Die Händchen können nicht genug tun im Suchen und Finden. — In ihren Augen ist soviel Dank, soviel Jubel und Freude, daß die Eltern jung werden durch sie. — Die Großmutter aber sitzt still in ihrem Stuhl, und an ihrem Auge ziehen Weihnachten vorüber, viele, viele Weihnachten. — Und es leuchtet — und flüstert — und knistert — und raunt der Weihnachtszauber. — — —

Da ruft Bernhard sein Schwesterchen am Kleiden. „Wir wollen Peterchen und Lieschen holen, damit sie auch den Christbaum sehen.“

Auf dem roten Teppich der Marmortreppe stehend hören sie aus der Kellerwohnung Weihnachtsgesang. — Sie laufen — und wagen nicht an die Tür zu pochen. — Sie schleichen hinaus in den Garten und stehen am Fenster. — Und schauen in Lieschens und Peterchens Augen — und sehen nicht Armut und Dürftigkeit, — sehen nur Freude. — Da wagen sie nicht zu stören, und eilen auf Zehenspitzen zurück in ihre Wohnung. —

„Wir wollten“, sagt Bernhard, „die Müllerskinder von unten zu uns heraufholen, aber wir können es nicht. Die dort unten freuen sich ebenso wie wir hier oben.“

Da streicht die Großmutter des Enkelkinds blondes Haar. „Ja, Weihnachten ist das Fest der Freude für reich und arm.“ —

Von der Edeltanne aber knistert und raunt es leise und geheimnisvoll; „O du fröhliche, o du selige“

Der Weihnachtsduft.

Von E. Schmidt.

Günther hatte in die erste Reihe seines Wunschzettels einen Kodelschlitten gesetzt, und die kleine Inge wünschte sich ihre ersten Schlittschuhe. Mitte November kam ihr Vater, der im Auswärtigen Amt tätig war, mit der Nachricht nach Haus, daß er auf einen Konsulatsposten in einer afrikanischen Hafenstadt versetzt sei und, da der Vorgänger plötzlich gestorben war, nur eine Frist von wenigen Tagen für die Umzugs- und Reisevorbereitungen erhalten habe. Die Kinder konnten es lange nicht begreifen, daß sie nun ganz neue Wunschzettel schreiben mußten, weil sie in Afrika weder für einen Kodelschlitten noch für Schlittschuhe Verwendung haben würden; die Sorgen ihrer Mutter, die wenige Wochen vor

Weihnachten den gesamten Haushalt zusammenpacken und in einen anderen Ort ziehen mußte, entgingen ihnen in der Aufregung über die große Veränderung ihres Lebens.

Sie reisten viele Tage durch drei Länder, sie stiegen in ein Schiff, und als sie an Land kamen, war die Luft weich und warm. Palmen standen auf einer Straße nahe dem Hafen, manns hohe Kaktusen wuchsen in wüsten Gärten, und die Aaaven schickten ihre roten kerzenartigen Blüten an viele Meter langen Stämmen in den Himmel hinein.

Das alles war für die Kinder neu und interessant, und sie vergaßen einige Tage sowohl den Schnee als auch das nahe Weihnachtsfest. Aber auch ihre Mutter hatte etwas vergessen: es war ihr in der Eile der Abreise nicht eingefallen, daß es in Afrika keine Weihnachtsbäume gab. Sie schrieb zwar nach Deutschland, doch sie hatte wenig Hoffnung, daß in der kurzen Zeit das bestellte Bäumchen rechtzeitig eintreffen würde.

Trübe, kalte Regentage setzten ein, und die Kinder, die — anfangs im Hotel, später in der halbfertigen Wohnung — an saubere, ungemütliche Zimmer gefesselt waren, sehnten sich wieder nach der Heimat, nach deutschen Stuben mit Kachelöfen, nach Schnee, Eisbahn und auch nach der Schule und den Schulfamern. Als der Vater eines Tages ein Bündel Zypressenzweige brachte und daraus einen Weihnachtsbaum zimmern wollte, kam ihnen erst zum Bewußtsein, daß in diesem Jahr selbst der Tannenbaum und der unvergleichliche Weihnachtsduft im Hause fehlen würde.

Ihre Mutter aber verzweifelte, als sie den Christbaumschmuck an die düsteren Zweige hängen sollte. Sie hatte sich auch mit der Weihnachtsbäckerei abgemüht und nur einen jämmerlichen Ersatz zustande gebracht, weil ihr hier fast alles fehlte, was nach ihren deutschen Rezepten notwendig war. Die anstrengende Reise, die viele Arbeit beim überreichten Einrichten der Wohnung und der Kummer darüber, daß die Kinder, die ihre besten Wünsche streichen mußten, nicht einmal einen richtigen Baum haben sollten, hatten sie an ihren Nerven gezerrt, daß sie sich wenige Stunden vor der Bescherung auf einen Stuhl fallen ließ und laut aufschluchzte.

Die Kinder, hinter der Tür, hörten das Weinen, und bald liefen auch Inge die Tränen an den Boden herunter, Günther begann krampfhaft zu schluchzen. Plötzlich ergriff er die Hand der Schwester und sagte: „Wir wollen im Hafen fragen, ob unser Baum angekommen ist.“

Sie schlüpfen sich aus dem Haus und steuerten an den lärmenden Afrikanern, an ihren langsam schaukelnden Kamelen und an den laufenden Autos vorbei. Aber als sie an dem Hafentor ankamen, ließ der bewaffnete Soldat sie nicht hinein. Sie blieben noch einen Augenblick zögernd stehen und saßen in ihrer Sprache etwas von dem Baum, da brummte der Soldat ungeduldig: „Alles, alles!“ und jagte sie wie zwei verirrte Schäflein davon.

Auf der Straße kam ihnen ein heftiger Stoß des seit einigen Tagen wehenden Schiroko entgegen und hüllte sie in eine dicke graue Staubwolke, die ihnen in Mund und Augen drang. Günther schloß den knirschenden Sand aus und schimpfte, um nicht, wie Inge, von neuem weinen zu müssen.

„Grüne Weihnachten soll das sein? Graue Weihnachten nenne ich das, Schmutzweihnachten!“ Und er dachte an weiße Weihnachten, an die Tannenbäume, die in langen Reihen an den beschneiten Straßen standen, an den weihnachtlichen Geruch in der Heimat. Dabei kamen ihm doch noch einige Tränen, die er unter dem männlichen Gemurmel: „Der verdammte Staub!“ mit dem Taschentuch fortwischte.

Als er wieder klar blicken konnte, sah er etwas, dessen Wert er erst hier in der Fremde erkannte: der Schiroko hatte wunderbarerweise neben vielem Unrat einen ziemlich frischen Tannenzweig herangeweht, von einer echten Edelstanne, die sich wahrscheinlich irgend ein anderer Europäer hatte rechtzeitig schicken lassen. Günther hob ihn auf, als ob er ein Kleinod wäre. Auch Inge hielt bei seinem Anblick mitten im Schluchzen ein und lächelte.

Die Mutter hatte inzwischen mit der Hilfe ihres Mannes dem Bescherungszimmer doch noch einen weihnachtlichen Anstrich gegeben, der durch den heimatisch leuchtenden Petroleumofen noch verstärkt wurde. Die Zypressenzweige steckten nun pyramidenförmig in einem Bambusstod und erinnerten mit ihrem vielen glitzernden Schmuck ganz von ferne an eine Tanne. Aber etwas fehlte vollkommen: der weihnachtliche Duft, den die von den Lichtern verengten Nadeln verbreiten. Dafür roch es recht unangenehm nach Petroleum.

Vielleicht würden die Kinder es nicht merken, dachten die Eltern. Doch Günther schnupperte sofort, und auch Inge merkte, daß hier bei allem falschen Schein etwas Wichtiges fehlte. Da kam den Kindern ein ausgezeichnetes Gedanke: während die Mutter am Klavier saß und die Weihnachts-

lieder spielte, näberte Günther seinen bisher verborgenen Tannenzweig einer Kerze, sodaß die Nadeln sofort aufsprakelten. Staunend erkannten die Eltern die heimatische Gabe der Kinder, und der fröhliche Duft war ihnen diesmal das beste Weihnachtsgeschenk.

Günther stand wie der Hohenpriester bei seiner heiligen Handlung mit dem Tannenzweig da und spendete in kleinen Dosierungen die unvergleichliche Illusion, die alle heimatischen Erinnerungen weckte, bis die Lichter verlöschten und die Bier unter ihre Mostknecke krochen, um einem heimatischen, unweihnachtlichen Sonntag entgegenzuschlafen.

Der Blick durch die Fenster.

Von Richard Gerlach.

Alle Glocken läuten in der Stadt. Ich bin in den Abendwald hinausgegangen. Der liegt vor den Toren wie sonst, einsam und schweigend. Aber etwas ist heute anders. Das Schwingen und Klingen der Glocken hebt das Herz hinaus über die Wipfel, was ganz vergeffen schien, ist auf einmal wieder nahe, und mit jedem Schritt begegnen mir alte Erinnerungen, hängen sich an meine Arme, halten mich fest, daß ich stehen bleiben muß, legen ihre Hände auf meine Stirn, ihre kühlen Hände, und beugen mein Haupt zu Boden.

Ich bin wieder klein. Christabend. Ich warte mit meinen Schweigstern glühend vor Spannung hinten in der Stube, wo heute die Lampe nicht angezündet ist. Dann ruft die Klingel, ein Sturm durch den langen Gang und plötzlich der Glanz des brennenden Baumes.

Papa spielt auf der Geige. „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“

Als das Lied zu Ende ist, treten wir an den Tisch und wagen die Herrlichkeiten kaum anzurühren. Gehört das mir? Gehört das wirklich mir? Und Mama hat ihre glücklichsten Augen und schließt sanft ihre Arme um uns.

Ich bin stehen geblieben und lausche in die Dämmerung hinein. Zuweilen tappen zögernde Schritte über die Fahrstraße. Ein frierender Zweig knarrt. Aber die Ferne breiten die Glocken ihr silbernes Gewebe. Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Du denkst an mich? Das tut so gut. Deine Gedanken streicheln mir leise übers Haar. Hast ich dir weh getan? Ich wollte es nicht, verzeih, ich wollte dir nur ein wenig Freude machen.

Was sind das für Worte? Einmal gesprochen, früher, irgendwann, und nun höre ich sie wieder. Seltsam.

Heute kann ich ihr, die mir damals sagte: „Du hast mir eine Freude gemacht“, kein kleines Buch mehr schenken. Sie ist weit fort, sehr weit. Reinhard mit seinen klaren Augen ist auch dort. Niemand weiß, wo sie ihn begraben haben. Frankreich ist so groß. Und doch, sie sind beide ganz nahe, es ist nur ein dünnes Fenster zwischen uns, und wenn ich die Augen schließe, ist auch das nicht mehr da. Ich höre sie fragen: „Hast du uns noch lieb?“

Ich komme langsam aus dem Walde. Eine Kirche ist hell von tausend Kerzen, und gerade schwillt der große gläubige Choral zum Himmel, der reinste und kindlichste von allen: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Ich gehe durch die Straßen und weiß kaum wohin. An mir vorüber eilen Frauen, die Körbe tragen.

Hinter einer Gardine leuchten Lichter auf, eines nach dem andern. Der Schatten eines Mannes bewegt sich hin und her, der Vater, der den Baum anzündet. Ich lehne mich an eine Laterne und warte. Es klingelt drinnen. Jetzt müssen die Kinder hereinstürmen. Einen Augenblick ist es ruhig. Dann singen sie, genau wie es bei uns war: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“

Ich gehe schnell weiter und bin glücklich, daß ich heute noch Augen sehen werde, die fast so hell leuchten können wie Kinderaugen, obgleich sie einem erwachsenen Menschen gehören.

Der Scherz und Spott

Geschäftsinteresse. „Ich habe die ganze letzte Woche nichts zu essen gehabt“, klagte der Bettler dem Schaubudenbesitzer. — „Was, eine ganze Woche“, erwiderte dieser teilnehmend. „Wie viel länger können Sie es denn noch aushalten?“

Unterschied. „Warum kümmerst du dich gar nicht um den jungen Mann da?“ fragt Papa. „Ich dachte doch, daß ich neulich gesehen habe, wie du mit ihm tanzt.“ — „Stimmt“, erwiderte die Tochter, „ich kenne ihn gut genug, um mit ihm zu tanzen, aber nicht, um mit ihm zu sprechen.“